

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 80 (1971)

Heft: 4

Artikel: Eine Art von Ablenkung

Autor: Ganz, Raffael

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Art von Ablenkung

Raffael Ganz

Die Telefonkabine stank wie ein Aschenbecher in einem alten Eisenbahnwagen dritter Klasse selig. Feuchter Gestank. Draussen ein nieselnder Abend. Der Himmel dunkler als gewöhnlich. Der Bahnhofplatz schwarz spiegelnd. Lichter blendeten überall. Neonspaghetti: Teppichhaus, Restaurant, Zigarren, Uhren und rotes Geäder von den Verkehrsampeln. Kurz: ein dreckiger Abend. Der Mantelkragen rieb kaltfeucht an der Haut. Regenwasser lief aus dem Haar ins Genick, und Heidi schrie ins Telefon: «Es ist Schluss zwischen dir und mir! Aus! Fertig! Aus!» Und in solchen Augenblicken verschmelzen einfach alle Eindrücke in eine Leere; drinnen Stille, draussen Lärm, und man kann nichts anderes tun, als mit der Hand so fahrig ins Telefonbuch greifen und sich die Seiten durch die Finger fächern lassen und Telefonnummen anstarren. An der Kabinenwand Kugelschreiberschnörkel: Ernst Nummer Lili Nummer Yvonne Gerda und eine schlechte, aber schweinische Zeichnung und «Musst gar nicht mehr anrufen, nie wieder!» schrie Heidi ins Telefon. Was kann man da sagen. Nicht einmal ein Texter könnte einen Spruch dazu machen in einer solchen Lage, und am Tage zuvor hatte ich auch meinen Porsche über einen Randstein gehetzt und das ganze vordere Fahrwerk zusammengestaucht. Der Mann vom Service hat gesagt: «Etwa fünfzehnhundert wird's schon ausmachen» und dazu geschmunzelt, als hätte ich ihm eine nackte Frau in die Garage gebracht. Kurz — ein anderer hätte gedacht: Ab ins Niederdorf und sich einen ansauen. Aber was nützt's, nun ist's eben aus mit Heidi, und dabei hätte ich vielleicht bald einmal gesagt: Wollen wir nicht heiraten, beispielsweise, wenn ich mein eigenes Grafikatelier habe. Heidi hatte den Hörer aufgehängt. Aufgeschlagen. So geht eben alles zu Ende, und was gibt's sonst noch Neues, Frau Bünzli . . .

Ich hielt meinen Hörer eine Weile in der Hand. Ich drückte mit der andern die Gabel nieder. Und die Person stand noch immer da, auf demselben Fleck, wie während der ganzen Zeit, da ich mich mit Heidi gestritten hatte. Sie stand draussen im Regen wie ein Kleiderständer; alles hing an ihr. Eine Ausländerin war's, das konnte einer mit dem ersten Blick feststellen; und wäre ich mit Max zusammen gewesen, hätten wir wohl gewettet: Die kommt von Sizilien. Nein, Kalabrien! Nein, Kreta! Sie sah mittelmeerisch aus in ihren schwarzen Kleidern: ein schwarzes Kopftuch, unterm Kinn geknüpft; eine Art Wollpelerine fiel schlitterig von ihren Schultern. Der Rock hing ihr unter die Knie, ja, und schwarze Strümpfe hatte sie auch an, und schwarze Lackschuhe von vorgestern. Im Aussehen eine Maus, ein ideales Modell für eine Plakatfigur «Stillt den Hunger in der Welt» oder «Schafft die Mode ab». An der

Hand trug sie eine Tasche aus Stoff oder eine Art von Stoffkoffer von Anno dazumal, mit einem Metallbügel als Verschluss.

Ihr Gesicht hatte ich bis dahin nur flüchtig durch Glas und Regentropfen gesehen, ein helles Gesicht, maskenhaft bleich im Kontrast zur schattendunklen Kleidung. Man sieht ein solches Gesicht mitunter in Zeitungsreportagen von Katastrophenregionen im Süden. Ein Gesicht nämlich, das meist eine Hand vor dem Mund hat; entblösst sind nur die Augen und eine niedere, kummerfaltige Stirn.

Ich verliess schliesslich die Kabine und knöpfte meinen Regenmantel zu. Da trippelte auch schon die Maus auf mich zu und streckte mir einen Zettel hin, murmelte, wenn ich mich recht entsinne, «senor» und sonst etwas Spanisches. Auf dem Zettel ein Name und eine Adresse: Miguel Rosario Somoza; Strehlgasse 12.

Sofort war mir klar: Die Maus sucht diesen Miguel und kann kein Wort Deutsch. Ich kann ein paar Brocken Spanisch sprechen, Touristenspanisch von «olé» zu «chica»; aber was ich sonst so radubreche, tönt eher italienisch. Immerhin verstand ich, dass dieser Miguel ihr Mann war und dass sie von Spanien hergekommen sei, um ihn zu holen; aber was sie mit den Gebärden meinte — sie sägte vor ihren Knien hin und her und sagte immer wieder «Miguel» und «piedras» — blieb mir ein Rätsel.

Klar, der Maus konnte ich niemals erklären, wie sie sich zur Strehlgasse durchschlagen sollte, und so spielte ich eben Freund junger Mädchen und sagte zu ihr «vieng». Es war zwar nicht Spanisch, aber sie verstand es. Die Maus schaute mich vertrauensvoll an mit ihren Augen in einem Johanna-der-Schlachthöfe-Gesicht, und so ging ich mit ihr über den Bahnhofplatz und wartete auf Tram sieben zum Rennweg. In der Straßenbahn fand ich heraus, dass sie Prudencia hiess und aus der Gegend von Guadix stammte.

Ich kenne das Land um Guadix. Bin einmal mit einem Kollegen in den wildesten Gegenden der Sierra Nevada herumgefahren. Ein Land aus gerösteter Erde, nur Pfefferschotenfelder, Steinäcker für Brot aus Steinen. Sonne, Dürre, Hunger. Brennende dunkle Augen sehen durch dich hindurch. Die Menschen dort weinen Tränen aus Staub. Die Nacht ist so still wie der Tag, wenn die Hunde nicht bellen. Man hört keine Gitarre, und nur der Tod tanzt dort den Flamenco. Oder so ähnlich hiess einmal ein Film.

Geht man durch die Dörfer, sieht man selten ein Kind. Die Frauen verstecken sich hinter Holzläden, starren aus dunklen Hauslöchern auf die Gasse. Sieht man Frauen an den Zisternen, die jungen, die alten, die schwarzverhüllten,

sieht man Witwen an; die Frauen sehen alle aus wie Witwen; so auch Prudencia.

Die jungen Männer sind weggegangen, arbeiten in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz. Die Dörfer sind leer, tot. Alte Männer sitzen unter der Haustüre oder im Schattenkohl eines Eukalyptusbaumes. So hatte ich sie damals fotografiert.

Stumm ging Prudencia neben mir einher den Rennweg hinauf. Schliesslich standen wir vor der Nummer 12 an der Strehlgasse. Aber auf dem Briefkasten fand ich keinen Miguel Rosario Somoza. Wir stiegen eine Treppe hoch, ich läutete an der Wohnungstüre. Licht bleichte die Milchglasscheibe, ein Hüsteln; ein alter Mann schloss die Türe auf und sagte freundlich «Gott grüss Euch», was man heute nur noch selten hört; und ich war höllisch gerührt, dass er so freundlich war. Aber er kannte keinen Miguel. Bei Frau Kellenberger im dritten Stockwerk, da habe einmal einer ein Zimmer gemietet, und der habe ausgesehen wie ein Spanier.

Frau Kellenberger sagte nicht «Gott grüss Euch». Sie sagte: «Ja? Was wollen Sie?» Sie glotzte Prudencia unentwegt an. «Aha, der da, der Somoza!» Ja, so habe er geheissen, das sei doch der gewesen, der immer Mädchen aufs Zimmer gebracht habe. Eine Zeitlang habe er auch mit einer Schweizerin zusammengelebt. Sei wohl eine Schnalle gewesen, eine anständige Schweizerin würde sich nie mit einem Spaniol einlassen. Und ein solches Gelaufe hätte sie eben nicht dulden können. Sie habe diesem Somoza den Laufpass gegeben. Hauptsache, Frau Kellenberger kannte die Adresse Miguels. In Aussersihl wohne er jetzt. Zypressenstrasse 73. Bei Lüthi.

Erst hatte ich die Absicht gehabt, ein Taxi zu nehmen oder die Maus in ein Taxi zu setzen und dem Chauffeur eine Zehnernote in die Hand zu drücken; aber das kam mir feige vor. Die Maus Prudencia hatte mich doch davon abgehalten, mir wegen Heidi graue Haare wachsen zu lassen. Wir gingen zum Paradeplatz und warteten auf die Acht. Die Strassenbahnen waren vollgestopft mit Leuten. Samstagabend und Kinoentleerung. Prudencia an der Hand, zwängte ich mich ins hintere Wagenabteil des Anhängers; dann pflügten wir uns nach vorn.

Am Stauffacher wurde ein Sitz frei neben einer Frau mit einem Zwanzignachachtmaul. Die Frau sass da wie eine Wurst und mahlte mit dem Kinn. Ihre Quittenwürstchenfinger lagen behäbig schwer auf einer dickbauchigen Handtasche auf dem freien Nebensitz. Ich nickte Prudencia zu, sie solle sich neben die Frau setzen. Diese nahm nur unwillig ihre Handtasche weg und starre Prudencia mit gehässigem Blick an und vertiefte die Falten ihres mürrischen

Mundes. Dann mahlte sie wieder heftig mit dem Kinn. Ihr Hut, eine Art umgeformter Trauerkranz, wackelte dazu. Prudencia hob einmal den Kopf und sprach leise ein paar Worte zu mir hinauf. Fragen waren es, wie mir schien; aber ich verstand sie nicht und sagte «no sabe». Sogleich musste die Frau ihren Kopf drehen und uns anglotzen.

An der nächsten Haltestelle stand das alte Reff brusk auf und zwangte sich ungeduldig an uns vorbei; ihre Handtasche schlug dabei Prudencia ins Gesicht. Prudencia blieb aber ruhig, unbeteiligt, scheinbar gefühllos; sie streifte nur eine Haarsträhne unter das Kopftuch und spannte das Tuch enger ums Gesicht. Wenn einer sie anglotzte, wenn sie spürte, dass ich sie anschaute, legte sie sogleich eine Hand auf den Mund, eine knochige, grobe Hand, eine Hand, die gewohnt ist, in die Erde zu greifen, Steine aus der Scholle zu nehmen, Wäsche auf Bachgestein zu schlagen, Pfefferschoten zu Strängen zu flechten. Eine Hand, die nie oder selten einen Mann liebkost oder ein Kind. Prudencias Hand war von Arbeit zerschunden, ihre abgeschliffenen Fingernägel zeigten dünne, schwarze Striche, wie mit Tusche gezeichnet. Der Dreck störte mich gar nicht; und das erstaunte mich.

Am Güterbahnhof stiegen wir aus. Einer mit einem Geigenkasten ging vor uns her, gleich uns die Zypressenstrasse hinauf, wo er in einer Haustüre verschwand. Unsere Schritte klapperten von den Miethausfassaden zurück, so still war es in der Quartierstrasse. Aber ich hatte mich getäuscht: die Hausnummer 73 lag näher an der Badenerstrasse. Wir gingen über den Bullingerplatz, und wieder begann es zu rieseln. Ein dünner Wind jagte die letzten Kastanienblätter ins Brunnenbecken. Im Güterbahnhof pfiff eine Lokomotive. Im Restaurant Bullingerplatz ging die Türe auf: Samstagnachtlärm drinnen, zwei laut sprechende Männerstimmen blieben auf der Treppe. «No es mucho lejo», sagte ich zu Prudencia. «Como no», sagte sie, oder so etwas Aehnliches. Ich wollte ihre Koffertasche tragen; sie liess es nicht zu. Wie es so ist in Spanien: der Mann reitet auf dem Esel, die Frau fusst hinterher.

Heute, in der Erinnerung, kommt mir die ganze Expedition mit Prudencia merkwürdig und unwirklich vor. Warum mir selbst die banalsten Eindrücke, wie Nacht, Regen, Licht, Schatten, Schritteklappern, Lärm und Stille und die dreckigen Fingernägel der Maus, wie fotografiert im Gehirn geblieben sind, ist mir ein Rätsel. Ueberhaupt warum einer wie ich, der am Abend am liebsten mit Kollegen in der «Malatesta»-Bar einen zwitschert oder sich mit der Freundin ins Bett legt, eine halbe Nacht mit dieser wildfremden Maus von Südspanien in halb Zürich herumgezogen ist, um ihren Michel zu finden, das kann ich heut

noch nicht verstehen. Niemand hat mich nämlich zu übermässiger Menschenfreundlichkeit erzogen. Mag zwar sein, dass Heidi mich an diesem Abend aus dem Gleis geworfen hatte.

Schliesslich standen wir vor der Hausnummer 73. Die Türe war verriegelt. Es war auch schon nach elf Uhr. Ich drückte auf den Knopf, die Türglocke läutete im dritten Stock und hallte durchs Stiegenhaus herab, ich hörte es sogar vor der Haustüre. Gott sei Dank, Frau Lüthi war eine milde Person. Es mache nichts, ihr Mann sitze ohnehin noch beim Fernsehen. Man hörte es auch.

«Ja, der Arme», sagte Frau Lüthi auf der Treppe. «Wir haben für ihn gesorgt, wie für einen eigenen Sohn!»

Frau Lüthi blieb auf dem Zwischenboden stehen. Es roch stark nach frisch gewachster Treppe. «Denken Sie, was der Arme alles durchgemacht hat. Das andere Bein mussten sie ihm auch noch abnehmen!»

Mir wurde beinahe übel! Das war es also. Darum die mir zuvor unverständlichen Sägebewegungen. Das hat sie mir erklären wollen! Ich hätte dann und dort umkehren sollen; aber Neugier ist eine meiner angenehmeren Schwächen, und da ich an jenem Abend ohnehin schon den Albert-Schweitzer-Gang drinhatte . . .

In der Wohnstube Lüthi Fernsehkraeel und Stumpenqualm. In einem Polstersessel lagerte ein Rotnacken im Unterhemd, die blossen Füsse auf einen Schemel gestreckt, und hypnotisierte den Bildschirm. Auf dem Sesselarm spielte ein voller Aschenbecher Seiltänzer. Quer über «Cinzano» lag ein Stumpenstummel. Der Nacken drehte nicht einmal den Kopf, als wir am Sessel vorbeigingen, Prudencia streifte mit ihrer Tasche den Aschenbecher; er fiel auf den Teppich.

«Macht nichts», sagte Frau Lüthi, «macht nichts.»

Prudencia aber war bereits auf den Knien und wischte mit den Händen Asche und Stummel zusammen. Nun sah der Nacken auf.

«Was ist?»

«Besuch für Miguel», sagte seine Frau.

«So», brummelte er, mit einem Auge schon wieder auf den Fernseher schielend.

Frau Lüthi wies auf die Zimmertüre. «Geht nur hinein!»

Der Mann Miguel sass im Bett: bis an den Bauch steckte er unter Wolldecke und Federdecke. Er sah Prudencia. Ein kurzes Lachen verzog sein Gesicht, eine Art Freude. «Ola, mujer», sagte er. «Ola», sagte Prudencia. Zögernd ging sie auf ihn zu. Am Bett blieb sie stehen, suchte dann seine Hand, hielt sie eine Weile, wiederholte: «Ola». Miguel wies auf einen Stuhl neben dem Bett. Sie setzte sich darauf, steif und mit geradem Rücken, und schaute ihn an. Er

lächelte wieder kurz, begann zu reden, langsam erst, dann immer rascher, dringlicher. Je rascher er sprach, um so heftiger wurde seine Stimme. Beide beachteten mich überhaupt nicht.

Miguel hatte ein ähnliches Gesicht wie Prudencia. Haut straff über Knochen gespannt. Die niedere Stirn, der dünne harte Mund. Der scheinbar leere Blick. So müsste ein Gesicht auf einem Plakat für Entwicklungshilfe aussehen.

Einmal musste Prudencia ihrem Mann erklärt haben, warum ich im Zimmer war. Er lächelte mich an und fragte: «Du Schweizer?» Aber schon redete er wieder auf seine Frau ein. Immer wieder fiel das gleiche Wort: «renta». Dann, unversehens, schlug Miguel die Decken zurück und entblößte seine Beinstümpfe. Sie waren ohne Wundbinden. Die Amputationsnarben an den Kniegelenken waren grausig schorfig, blau und stellenweise grün verfärbt. Ein peinlicher Anblick. Ich hielt den Atem an, und Prudencia legte eine Hand auf den Mund und starre eine Weile wie gebannt die Beinstümpfe an.

Schliesslich hatte Miguel sich ausgeredet. Nun schaute er mich an. Er sprach ganz leidlich Deutsch. Reduzierter Wortschatz, aber verständlich. Er erklärte umständlich den Hergang des Unfalls. Er sei beinahe gestorben, so viel Blut habe er verloren. Dann kramte er eine mehrfach gefaltete Zeitungsseite aus seiner Brieftasche und streckte sie mir hin: Die Lokalseite des «Tages-Anzeigers». In der Rubrik «In Kürze» eine Agenturmeldung:

«Bei einem Rangiermanöver im Güterbahnhof geriet ein 26jähriger spanischer Hilfsarbeiter unter einen rollenden Bahnwagen. Er wurde in schwerverletztem Zustand ins Kantonsspital eingeliefert.»

Kein Name. Ein Hilfsarbeiter. Ein Spanier.

Die Bahn, die «Essabebe», wolle ihm auch noch Prothesen verschaffen, bevor er heimgehe. Die Bahnverwaltung will ihn, das ist klar, baldmöglichst in die Heimat abschieben. Mit Prothesen und hundertfünfzig Franken Rente im Monat. Francos suizos, betonte Miguel auch andauernd, dazu leuchteten seine Augen zufrieden, für eine Weile wenigstens.

Hundertfünfzig Schweizer Franken, ein schöner Batzen für einen, der in Spanien lebt und kein Tourist ist. Miguel kann von der Rente leben wie ein «caballero», wie ein «rico». Das waren seine eigenen Worte. Den ganzen Tag kann er Domino spielen im Dorfkasino. Aber den Mädchen nachsteigen, damit wird es wohl aus sein. So ist es im Leben.

Prudencia sass nach wie vor steif und gerade auf dem Stuhl und liess kein Auge vom Gesicht ihres Mannes. «Si Miguel, si», sagte sie auf jedes Wort, das er an sie richtete.

Unvermittelt verstummt die beiden. Prudencias Augen wichen nicht von seinem Gesicht, als wollte sie den Rest seines Körpers nicht sehen. Er hatte das gespürt, er zog die Decke hoch. Und danach, in das Schweigen zwischen ihnen und dem tosenden Fernsehlärm von der Wohnstube, schrie Miguel auf einmal heulend auf. Ein Schluchzen kam tief aus ihm heraus, dass es ihn schüttelte. Prudencia nahm in unbeholfen in die Arme, klopft seinen Haarschopf hinten am Kopf, ganz leicht wie mit Flügelschlägen. Sie machte dazu einen Ton in der Kehle, genau wie ein Vogel. Das Kopftuch fiel auf die Schulter; sie hatte langes, glänzendes schwarzes Haar; es war merkwürdig weich und geordnet nach der langen Reise. Hinter den Ohren war ein Stück Haut entblösst. Und dort war die Haut alabastern, jung, jünger als im Gesicht. Sie konnte nicht viel älter sein als zweiundzwanzig, dreiundzwanzig. So sassen die beiden ineinander verschlungen da. Ein Bündel Menschen. Eine einsame Insel. Die beiden gaben mir Gänsehaut. Wenn ich gläubig wäre, hätte ich mich vielleicht in eine Kirche geflüchtet. Herrgott! All das Elend in der Welt! Wortlos, auf den Zehenspitzen, ging ich aus dem Zimmer. «Wer ist sie?» fragte Frau Lüthi, indem sie mir die Haustüre aufschloss.

«Seine Frau, glaub' ich.»

«Ja was», sagte Frau Lüthi. Mehr sagte sie nicht. Ja was. Was kann man schon sagen.

ANSTELLE EINES INTERVIEWS

Am 21. April 1971 in einem Zürcher Restaurant: Mir gegenüber sitzt Raffael Ganz, der Autor der hier wiedergegebenen Geschichte, die dem Ende Mai erscheinenden Band von Erzählungen «Im Zementgarten» mit freundlicher Genehmigung des Orell-Füssli-Verlages, Zürich, entnommen ist.

Irgend etwas an der Geschichte «Eine Art von Ablenkung» hatte mich angesprochen, hatte mich gereizt, eine Begegnung mit dem Verfasser herbeizuführen. War es der scheinbar belanglose Titel, der das eigentliche Geschehen völlig in den Hintergrund drängt? War es die Haltung des gelangweilten Erzählers, hinter dessen Bericht ich ein sich in Tat und Wahrheit zugetragenes Erlebnis vermutete? Mich nahm wunder, ob sich ein Schriftsteller, der die Begebenheit von dem einsamen, kranken Fremdarbeiter in solch ungeschminkter, alltäglicher Weise erzählt, von einer Verpflichtung gegenüber sozialen Problemen getragen fühlt. Die immer wieder sich aufdrängende Frage nach dem Engagement des Schriftstellers also trieb mich.

Ich las weitere Bücher von Raffael Ganz, insbesondere die unter dem Titel «Orangenraum» zusammengefassten marokkanischen Erzählungen. Von jener Titelgeschichte, in deren Mittelpunkt das Schicksal eines kleinen gepeinigten Zeitungsjungen steht, der sich nach ein wenig Liebe und Verständnis sehnt, bis hin zu der Geschichte des rastlosen Berbers, der durch die unendliche Wüste wandert und sich von Gott verfolgt fühlt, spannt sich ein weiter Bogen von fremdländischem Zauber der Landschaft und der mit ihren Mächten ringenden Menschen, von unstillbarer Sehnsucht und geheimnisvoller, alles Erdendasein durchdringender Kraft. Raffael Ganz offenbart sich als Schriftsteller, dessen scharfe und empfindsame Beobachtungsgabe nicht beim Vordergründigen stehen bleibt. Ihm entgehen weder Laute noch Farben und Gesten. Scheinbar Nebensächliches nimmt Gestalt an, wird wesentlich in einer wortgewandten und doch gezügelten Sprache, die Raffael Ganz meisterhaft beherrscht. An mancher Aussage bleiben meine Gedanken haften: «Kein Mensch ist Herr seines Schicksals!» — «Vielleicht, dass eine höhere Macht die guten und bösen Taten des Menschen bestimmt!» — «Hasso würde sie aus dem Paradies hinausführen, zurück in die Wüste. Nicht morgen und auch nicht übermorgen. Aber dann, wenn die Höcker der Kamele fest und rund, die Wassersäcke prall waren, und die Frauen vergessen hatten, zu singen, weil ihnen das Land der Sesshaften zuviel Freude gab. Jene Freude, die alle die Erde der Barmherzigkeit vergessen machte, jene Erde, über der der heiße Atem Gottes liegt . . .»

Unsere satte Wohlstandsgesellschaft — gleicht sie nicht der Oase in der Wüste? Haben wir nicht Mühe, uns immer wieder auf den Sinn unseres Daseins zu besinnen? Wo bleibt die Barmherzigkeit?

Ich traf Raffael Ganz. Es wurde kein Interview. Es wurde ein Gespräch, das an viele tiefe Fragen rührte: an die Verlassenheit der alten Menschen, an die Rebellion der Jungen . . . Von dem Menschen, der mir gegenüber sass, strahlte so viel Geborgenheit und Kraft aus, dass der im Gespräch immer wieder geäusserte Gedanke «Viel Reden hilft nichts! Jeder kann und muss im kleinen Kreis wirken, dass die Unruhe schwindet, die Not gestillt wird» nicht eine wohlformulierte Phrase war, sondern überzeugende Wirklichkeit.

Schriftstellerisches Engagement? Ja und nein. Soweit es um den Menschen geht, dessen Leben und Trachten im Mittelpunkt der Erzählungen und Romane von Raffael Ganz steht, kann man von Engagement reden; ein Engagement in Form einer fest umrissenen These politischer, religiöser oder gesellschaftlicher Richtung aber gibt es für ihn nicht. Er bedarf dessen nicht, um sich Gehör zu verschaffen. ebb.